

2. Sozialtheoretischer und gesellschaftsdiagnostischer Rahmen

Die hier vorgenommene Betrachtung von Kontrollzentralen entspringt der Tradition zweier soziologischer Sozialtheorien, deren besondere Ausrichtung kurz dargelegt werden soll. Bei den beiden Theorielinien handelt es sich einerseits um den wissenssoziologischen Ansatz des *kommunikativen Konstruktivismus* (Knoblauch 2017) und andererseits um das raumsoziologische Konzept des *relationalen Raums* (Löw 2001). Der speziellere, wissenssoziologische Zugang zur Räumlichkeit, Architektur und Materialität ist darüber hinaus an der Theorie des *sinnhaften Aufbaus der gebauten Welt* (Steets 2015a) orientiert. Wir wollen zunächst auf den kommunikativen Konstruktivismus zu sprechen kommen, bevor wir uns der relationalen Raumtheorie und schließlich dem speziellen Zugang zu materiellen Raumstrukturen zuwenden.

Im Anschluss möchte ich auf den Begriff der Raumkontrolle zu sprechen kommen. Raumkontrolle fasse ich als eine *räumlich-infrastrukturelle* Sonderform sozialer Kontrolle, sodass ich auch auf das etwas ins Alter gekommene, soziologische Konzept *sozialer Kontrolle* eingehen werde. Diese kurze Diskussion des Verhältnisses zwischen Kontrollzentralen und dem Phänomen sozialer Kontrolle schließt die Darstellung des sozialtheoretischen Rahmens. Bevor wir uns dann aber dem Forschungsstand zuwenden, möchte ich abschließend noch auf den besonderen gesellschaftsdiagnostischen Rahmen dieser Arbeit und damit auf die *refigurierte Moderne* (Knoblauch/Löw 2020) eingehen.

2.1 Kommunikativer Konstruktivismus

Der kommunikative Konstruktivismus baut auf dem wissenssoziologischen Sozialkonstruktivismus nach Peter Berger und Thomas Luckmann (2009, Orig. 1966) auf, welcher die soziale Wirklichkeit als im gemeinsamen Handeln konstruierte und internalisierte Objektivation begreift. Der Sozialkonstruktivismus schenkt der Konstruktionsleistung von Menschen besondere Beachtung, die tagtäglich ihre soziale Wirklichkeit erzeugen. Dieses ›Erzeugen‹ sollte jedoch nicht als ein radikal-

philosophischer vulgär-Konstruktivismus gelesen werden, der unterstellt, alle soziale Wirklichkeit sei »nur« eine beliebig veränderbare Imagination – ganz im Gegenteil prägen sich seit Jahrtausenden dauerhafte Institutionen aus den laufenden Konstruktionsleistungen heraus, die als unausweichliche Wirklichkeit auf die Subjekte einwirken. So existieren unausweichliche Zwänge, auf die wir jedoch gleichzeitig als Handelnde kreativ reagieren können. Anders gesagt: Kreatives Handeln wird erst möglich als Reaktion auf die bereits fest institutionalisierte Welt. Der Sozialkonstruktivismus, der vermutlich nicht zufällig in den 1960er Jahren aufkam, also zu einer Zeit, in der die Veränderbarkeit von Gesellschaft stark erprobt wurde, versteht sich als Wissenssoziologie. Traditionell befasst sich diese zunächst vor allem in Deutschland vertretende Disziplin, philosophisch ausgedrückt, mit dem Verhältnis zwischen Sein und Bewusstsein, also mit der Frage, wie die tatsächlichen, materiellen Lebensverhältnisse mit Ideen und Vorstellungswelten zusammenhängen. Mit dem von Berger und Luckmann begründeten Sozialkonstruktivismus kommt es jedoch zu einer Neuausrichtung: Während die Wissenssoziologie bisher auf nur auf hochkulturelle »Meta-Theorien« zur Erklärung von ideengeschichtlichem Wandel ausgerichtet war, rückt nun die konkrete, empirisch interpretativ zugängliche Lebenswelt der Menschen und die Herausbildung und Verbreitung von alltäglichem Wissen in den Mittelpunkt. Demnach sind es nicht metaphysisch-philosophische Wahrheiten, die den Gegenstand der Wissenssoziologie ausmachen, sondern die alltägliche Wirklichkeitskonstruktion der Subjekte, deren Handeln sich durch Routinisierung derart zu Institutionen und »Wahrheiten« verfestigt, dass diese wiederum wie eine objektive Wirklichkeit als von vornherein »natürlich« Gegebenes wirken. Gleichzeitig betont der Ansatz im Sinne der interpretativen, verstehenden Sozialforschung das kreative und kritisch-reflexive Handeln der Subjekte, die sich sinnhaft, kreativ und verstehend auf diese Wirklichkeit beziehen und sie beständig im Handeln reproduzieren, statt von »mechanisch« in Strukturen aufgehenden Praktiken auszugehen. Die soziale Wirklichkeit wird als konkrete *Vollzugswirklichkeit* verstanden. Kennzeichnend für diese Perspektive ist damit auch die Hervorhebung reflexiv handelnder Subjekte, die Objektivationen stets in ihrem Handeln aktualisieren und neu erfinden.

Der kommunikative Konstruktivismus baut auf dem Sozialkonstruktivismus auf, erweitert diesen aber in einiger Hinsicht (siehe hierzu auch Knoblauch 2017:69-73). Zunächst ist hier anzumerken, dass Untersuchungen im Lichte des Sozialkonstruktivismus Mitte des 20. Jahrhunderts noch stark soziolinguistisch ausgerichtet waren. Wenngleich bereits seine Begründer Berger und Luckmann die Materialität der durch das soziale Handeln externalisierten *Objektivationen* nicht ausklammerten, so macht doch der kommunikative Konstruktivismus (Knoblauch 2017) die Untersuchung leibkörperlicher und dinglicher Materialität im Kontext von Sprache erst explizit zu seinem Programm. Kommunikatives Handeln umfasst also nicht nur die Sprache, sondern auch den durch seine Bewe-

gungen wirkenden und Sinn vermittelnden Leibkörper, sowie materiell-dingliche Medien, Geräte, Architekturen oder Materialien. Materielle Konstrukte oder körperliche Gesten sind ebenso wie sprachliche Legitimationen oder Diskurse als *Objektivationen* kommunikativen Handelns zu verstehen. Der kommunikative Konstruktivismus bündelt damit ohnehin in der Soziologie verbreitete Forderungen nach stärkerer Beachtung des Leibkörperlich-Dinglichen auf einer theoretischen Ebene. Die Notwendigkeit, der Materialität des Sozialen größere Beachtung zu schenken, ergibt sich auch aus der zunehmenden Präsenz digitaler Medien und medialisierter Kommunikation, die eben auf technische Geräte angewiesen ist. Mithilfe des kommunikativen Konstruktivismus kann die dingliche Welt damit gleichsam als hochgradig sozial vermittelnde Objektivation verstanden werden. So ist die in Kontrollzentralen verwendete Medientechnik keiner ›Metaphysik technischer Evolution‹ unterworfen, sondern ganz offensichtlich eine Objektivierung kommunikativen Handelns, der wiederum erst durch das kommunikative Handeln ihr Sinn und ihre ›Logik‹ zugewiesen wird (Knoblauch, 2017: 167). Mit dieser Perspektive gerät nicht nur das Semantische in den Blick, sondern vor allem auch das *Wirken* von Körpern und Dingen. Dieses *Wirken* ist für Kontrollzentralen äußerst zentral, verdanken sie ihre Macht doch mitunter ihrer materiellen Einwirkungsmacht auf den kontrollierten Raum. Gleichzeitig werden solche technischen ›Agenturen‹ nicht als unabhängige Wirklichkeiten eigenen Rechts betrachtet, die abseits sozialer Bedeutungszuweisung existieren. Sie bleiben sozial konstruierte Objektivierungen und sind als solche immer mit sozialem Sinn verschränkt. Als breiter Zugriff auf das Soziale schützt der kommunikative Konstruktivismus also vor einseitigen Verengungen auf die Sprache oder auf technische Agenturen, die sinnhaft Handelnde und ihre Leibkörperlichkeit ausschließt. Ein geeigneter Theorierahmen also, um Kontrollzentralen zu untersuchen, die als *cyber-physische Systeme* mustergültig Mechanik, Informatik und sinnhaft handelnde Menschen miteinander verweben. Dieses ›Verweben‹ sollte eben nicht im Sinne der Akteur-Netzwerk-Theorie (ANT) gelesen werden, die nicht-menschlichen Objekten einen ontologisch gleichberechtigten Status wie den menschlichen Entitäten einräumt, sondern als ein Zusammenspiel, das letztendlich immer kommunikativ-sinnhaft von Menschen geordnet wird. Das mechanische Wirken des Materiellen wird so nicht unterschlagen, es wird lediglich vermieden, die Sinnkonstruktionen, Ideologien, Wünsche, Verstehensprozesse, Problemlagen und emotionalen Bedürfnisse, die diese Wirkungen begleitenden, zugunsten einer eher auf die reine Agency eines Netzwerks und auf ungeöffnete ›BlackBoxen‹ ausgerichteten Betrachtung beiseite zu schieben. Medientechnik steht viel stärker als bereits gedeutete, historischen Institutionalisierungen unterlegene Objektivierung im Fokus, statt ihr eine ›objektiv-nackte‹ Wirkung und ›Eigenständigkeit‹ zuzuschreiben – solche Zuschreibungen durch die Forschenden sind letztendlich immer auch selbst kommunikative Konstrukte. Dies gilt zwar für alle Wissenschaft, doch wird dieser

Umstand im Theorierahmen des kommunikativen Konstruktivismus tendenziell stärker mitreflektiert. Die in dieser Arbeit vorangestellte Allgegenwart sinnhafter Konstruktionen sucht aber nicht nur eine Abgrenzung von der Akteur-Netzwerk-Theorie, sondern auch von anderen Praxistheorien, die auf den Körper und seine implizit-routinehafte Bewegung, Regung und Bewertung abstellen – nicht weil Körperlichkeit keine Relevanz zugesprochen würde, sondern weil der kommunikative Konstruktivismus praxistheoretische Annahmen aufzunehmen vermag, ohne einer Verengung auf vorbereitete Routinen Vorschub zu leisten.

2.2 Relationaler Raum

In dieser Arbeit wird *Raum* nicht einfach nur als mathematisch abstrakte Materialität aufgefasst, sondern als ein wesentlich über soziale Verhältnisse bestimmtes Konstrukt. Dem liegt ein *relationales* Raumverständnis nach Martina Löw (2001:224) zugrunde, die Raum als »relationale (An)Ordnung sozialer Güter und Lebewesen an Orten« versteht. Schon der Hinweis auf die Relation verweist darauf, dass nicht physisch angeordnete Materialität allein Räume konstituiert, sondern die Inbezugsetzung dieser Materialität mit ihrem im sozialen Handeln erzeugten Sinn. Dieses Inbezugsetzen als die eigentliche Raumkonstruktion, findet seinen Ausdruck in zwei Prozessen, dem des *Spacings* und der *Syntheseleistung*. Das Spacing bezeichnet »räumliche[s] Wirken von handelnden Subjekten« (Christmann 2015:98 nach Knoblauch 2017:297), die sich positionieren, etwas platzieren, oder etwas errichten. Die *Syntheseleistung* ist das durch kulturelle Erfahrung und Imaginationen subjektiv geleistete Kombinieren von Anordnungen zu einem Raum, so etwa zu einer einheitlich wahrgenommenen räumlichen Atmosphäre.

Ich orientiere mich an der durch Knoblauch (2017) nach Maßgabe des *kommunikativen Konstruktivismus* erweiterten Raumsoziologie nach Löw (2001). Während Löw den Ursprung der Syntheseleistung rhetorisch noch in einzelnen Bewusstseinen verankert, betont Knoblauch die soziale *Relationalität* dieser Raum erzeugenden Syntheseleistung. Statt in der Theorie rhetorisch von Einzelbewusstseinen auszugehen, die voneinander unabhängige Syntheseleistungen vollbringen, soll der schon immer bestehenden geteilten Wirklichkeit zwischen den Subjekten Platz eingeräumt werden. *Relationalität* bedeutet nicht, dass bei der Syntheseleistung eines Subjektes noch andere anwesend sein müssen, sondern dass die im »Einzelbewusstsein« vollzogene Synthese immer auf Erfahrung zurückgreift, die im Vorhinein mit anderen Subjekten konstruiert wurde. Jegliche Raumimaginationen sind damit immer schon als Bestandteil der geteilten Wirklichkeit konventionalisiert und ausgehandelt, sobald sie sozial in Erscheinung gebracht werden. Auch wenn Menschen einen Raum je anders synthetisieren, bleibt diese Synthese ein von in Relation zueinanderstehenden Subjekten mit gegenseitiger Bezugnahme geleisteter

Vorgang (vgl. Janz, im Erscheinen). Das Menschen ein und denselben Ort unterschiedlich synthetisieren, ist also kein Hinweis auf ›abgeschirmte‹ Bewusstseine, sondern kann im Gegenteil nur dadurch passieren, dass es eine gemeinsam unterstellte Konvention der Synthese gibt, von der dann in Abgrenzung abgewichen werden kann. Die Diversität der Syntheseleistungen sind gerade ein Ausdruck einer immer wieder sozial ausgehandelten Raumkonstruktion.

Der relationale Raumbegriff erlaubt es jedenfalls, Raum nicht nur einseitig mathematisch als Fläche, als relativiertes Verhältnis, oder nur symbolisch als Sozialraum zu begreifen, sondern derartige Verständnisse selbst als Konstruktionen zu begreifen und so auch den Blick für die vielen, nebeneinanderstehenden Konstruktionen von Raum zu öffnen. Auf diese Weise wird erst das ganze Potenzial einer raumsoziologischen Analyse freigelegt, denn so lässt sich das komplexe Mit-, Über- oder Gegeneinander verschiedener Raumfiguren, Raumbegriffe und Raumordnungen erst in seiner Gänze erfassen, ohne sich durch eine festgelegte Definition von vornherein blind für diese Vielfalt zu machen (vgl. Hilger 2011). So kann ein Raum empirisch durchaus als ein von situativem Handeln unabhängiger, bloß mathematisch berechneter Raum auftreten – der Vorteil des relationalen Raumverständnisses ist es jedoch, auch solche mathematischen Abstraktionen als soziale Konstrukte zu verstehen, die immer auch anders hätten ausfallen können. Besonders für Kontrollzentralen ist dies wichtig, denn sie kontrollieren infrastrukturelle Raumfiguren unterschiedlichster Art, die von physischen Straßennetzen bis hin zu virtuellen Finanztransaktionen reichen.

2.2.1 Materielle Raumstrukturen als Anzeiger gesellschaftlicher Strukturen

Bei der Untersuchung von Kontrollzentralen akzentuiert diese Arbeit über dieses relationale Raumverständnis hinaus jedoch eine besondere Perspektive auf das materiell-räumliche, der ich hier einen gesonderten Platz einräumen möchte. Neben einer Betrachtung des immer als verräumlicht verstandenen sozialen Handelns, liegt dieser besondere Fokus auf der Architektur, auf den Einrichtungsgegenständen, dem platzierten Raum, sowie auf visuell-ästhetischen Anordnungen, was diese Arbeit auch zu einer *Szenografie* (siehe Abschnitt 5.4) machen soll. Der Wandel des materiell-visuellen Gestaltungsraumes von Kontrollzentralen soll als ein erklärungsbedürftiges Phänomen erst einmal ›für sich‹ betrachtet werden. Darauf aufbauend sollen schließlich die über den gebauten und platzierten Raum erkennbaren, sozialen Phänomene in den Blick genommen werden. Materielle Raumstrukturen werden so als »Anzeiger gesellschaftlicher Strukturen« (Elias 1983, Orig. 1969:68) ernst genommen. Das Vorgehen ist stark inspiriert von Norbert Elias (1983, Orig. 1969), der das Potential einer an der baulichen Materialität orientierten Betrachtung anhand der Raumaufteilung von Adelshäusern eindrück-

lich vorgeführt hat, deren soziale Etikette der *höfischen Gesellschaft* er mit ihrem Aufbau rekonstruiert. Da Elias materielle Raumstrukturen als ›Anzeiger‹ des Gesellschaftlichen beschreibt, wurde er später den so genannten *Spiegeltheorien* zugerechnet, die eine direkt abbildende Symmetrie zwischen gebautem und sozialem Raum annehmen, statt den gebauten Raum als *Medium* des Sozialen zu verstehen (Delitz 2010). Ein klassisches, stark strukturalistisch gewendetes Paradebeispiel für eine solche Perspektive stammt von Pierre Bourdieu (1976), der das traditionelle Wohnhaus der Gesellschaft der Kabylen analysiert und an dessen Aufbau die normativ gültigen Dichotomien von Mann und Frau, hell und dunkel, draußen und drinnen usw. wiedergespiegelt sieht.¹ Ob sich Norbert Elias jedoch eindeutig solchen Spiegeltheorien zuordnen lässt, kann zu Recht bezweifelt werden, betont er doch selbst die Bedeutung der Wohnstrukturen als ein »repeäsentatives Organ« (Elias 1983, Orig. 1969:69) und unterstreicht damit die gezielte Nutzung der Architektur für Kommunikations- und Legitimationszwecke (vgl. Steets 2015a:19). Materielle Raumstrukturen sind für ihn nicht gleich ein Epiphänomen, nur weil er das Materielle in seiner Untersuchung von Adelshäusern als ›Stein‹ gewordene Verhärtung des Sozialen deutet.² Weitere Beispiele für derartige Untersuchungen ließen sich zahlreich aneinanderreihen. Darunter etwa die gerade für die gesellschaftsdiagnostische Raumsoziologie einschlägige Theorie der Netzwerkgesellschaft nach Castells (2001), in der er die Ortlosigkeit des Raumes der global vernetzen (Kapital-)Ströme anhand seiner Knotenpunkte aufzeigt, die eben Orte der Ortlosigkeit, der Entleerung kulturellen Sinns zeigen. Allerdings werden die baulichen Strukturen hier eher zu Illustration genutzt, statt sie selbst zum Ausgangspunkt von Schlussfolgerungen zu machen. Eine stärker semiotisch orientierte Untersuchung von Linke (2019) stellt ebenso auf eine Emblematisierung des Materiellen ab, das für sie immer auch soziale Ordnung reflektiert. Sie vergleicht Fotos von Esstischen historisch, um anhand der dort sichtbaren Konfigurationen die sich wandelnden »soziokulturellen Welt- und Selbstverständnisse« (Linke 2019:1) nachzuzeichnen. Sie zeigt auf diese Art, wie sich die seit dem Spätmittelalter immer stärker ausprägende Individualisierung in einer zunehmenden Parzellierung des vormals von *Allmend* dominierten Esstisches entlang der einzelnen Essenden, sowie der Mixtur verschiedener Bestecke

-
- 1 Bourdieu fertigt für diese Ethnographie zahlreiche Fotos an – ein Vorgehen, das sich auch als *szenografisch* bezeichnen ließe.
 - 2 Abgesehen von den Spiegeltheorien wird in der Theorie noch eine weitere Theorienlinie abgegrenzt, die Émile Durkheim zugerechnet wird. Sie stellt ab auf die *Morphologie* (Maus 1978) der kulturell als träge verstandenen, materiellen ›Substrate‹ des Sozialen, die als *soziale Tatsachen* einen äußerlich wirkenden Zwangscharakter besitzen, den es zu beschreiben gilt (vgl. Steets 2015a: 20-21). Norbert Elias' Perspektive auf die Wohnstrukturen ließe sich genauso gut dieser Linie zurechnen.

reflektiert. In einer wissenssoziologisch gewendeten Untersuchung der Architektur und räumlichen Mediatisierung des modernen Fußballstadions, knüpft sich Steets (2015b) dagegen das spannungsvoll-paradoxe Verhältnis von enthemmtem Spektakel auf der einen, und festsetzender Disziplinierung der BesucherInnen auf der anderen Seite vor: So würden etwa steile und nah am Spielfeld liegende Tribünen einerseits einen Kesseleffekt erzeugen, der jedoch andererseits etwa begleitet sei durch den Einbau von parzellierten Sitzreihen.³

In Anlehnung an Norbert Elias möchte ich jedenfalls Raumstrukturen zur Rekonstruktion der sich hierüber anzeigenden sozialen Verhältnisse nutzen. Dieses Verständnis der Raumstrukturen von Kontrollzentralen als Anzeiger der dort gültigen Sozialordnung, sollte nicht als eine (post-)strukturalistische Verhaftung an einer abstrakt objektivierten Semiotik gelesen werden, die das Materielle als bloße Spiegelung des Sozialen deutet, den zugeschriebenen sozialen Sinn nur verkürzt aufnimmt und damit einem ›vulgären Materialismus‹ (Belina 2017) verfällt. Stattdessen sollen ganz entschieden Handlungstheoretische Überlegungen zugelassen werden. Die Gestalt der Orte wird immer erst in ihrer Einbettung in das kommunikative Handeln deutbar. Das bedeutet jedoch nicht, dass eine allein auf die Konturen, Formen, Farben oder Abstände hinauslaufende Betrachtung der bloßen Materialität, fernab aller Bedeutungszuweisungen, unzulässig ist. Im Gegenteil können etwa die auf Fotos abstrakt identifizierten Merkmale anschließend auf ihren sozialen Sinn hin beforscht werden. Sie sind nicht selbst das Ergebnis, sondern hilfreiche Anzeiger für lohnenswerte soziologische Rekonstruktionen. Dieser methodologischen Haltung entsprechend, werden Raumstrukturen im Sinne der wissenssoziologischen Ausrichtung der Architektursoziologie nach Steets (2015a) als externalisierte Objektivationen des kommunikativen Handelns verstanden, deren Internalisierung, Aneignung und Institutionalisierung im Handeln immer wieder mithilfe bestimmter Wissensbestände aktualisiert wird. Ohne die semiotische Emblematik der Gestalt von Kontrollzentralen damit aus den Augen zu verlieren, kommt mit dieser wissenssoziologischen Sichtweise die Einbettung der Gestaltungen in das kommunikative Handeln, sowie die Sinnzuschreibungen des Feldes selbst in den Fokus, die ich mithilfe von ethnographischen Feldaufenthalten, ExpertInneninterviews und Dokumentauswertungen einzufangen versuche. Dass die Gestaltungen der Zentralen im Sinne von Steets (ebd.) als kommunikative Objektivationen verstanden werden, bringt ebenso eine konzeptuelle Offenheit für ihre Wirkmacht mit sich: Die Gestaltungen, Geräte, Knöpfe und Bildschirme in den Zentralen rahmen, formen, erweitern, beschränken oder ermöglichen nicht nur

3 Eine solche Disziplinierung der BesucherInnen durch neuere Stadionbauten behauptet auch King (2010), der darüber hinaus in der architektonischen Trennung zwischen Massen-Publikumsraum und VIP-Terrassen ein Aufeinanderprallen lokal gebundener Lebenswelten mit neueren, global losgelösten Finanzkapitalströmen erkennt.

die dortige Arbeit, sondern auch die von den Zentralen geleistete Kontrollaktivität – die Materialität wirkt tatsächlich folgenreich ein auf den kontrollierten Raum. Statt die Wirkmacht aber nur der ›aufdeckenden‹ Bewertung der Forschenden zu überlassen, die das zugrundeliegende *Akteur-Netzwerk* (Latour 2007) dekonstruieren, können wir mit der wissenssoziologischen Fundierung der Architektursoziologie nach Steets (2015a), die wiederum auf den *kommunikativen Konstruktivismus* zurückgreift, stärker derjenigen Wirkmacht auf die Spur kommen, die von den sinnhaft Handelnden als eine solche auch konstruiert wird.

Inwieweit die Raumstrukturen von Kontrollzentralen darüber hinaus auch als Anzeiger *gesellschaftsdiagnostischer*, also über die Wirklichkeit dieser Orte selbst hinausgehender Strukturen gelesen werden können, ist eine offene empirische Frage, die auch diese Arbeit nicht abschließend klären wird. Aufgrund ihrer zentralen Rolle für die medientechnisch geleistete Organisation des infrastrukturellen Raumes jedoch, mag jedenfalls der Versuch gestattet sein, sie als gesellschaftliche Knotenpunkte räumlicher Sozialkontrolle wenigstens auch in einem gesellschaftsdiagnostischen Sinne ernst zu nehmen, sie also als eine Art »soziologische Tür« (Barlösius 1019:11) zu begreifen. Ohne diese Paradigmatik ihres Wandels überzustrapazieren, soll ihrer Rolle als zentrale Einrichtungen der Sozialkontrolle in der refigurierten Moderne also wenigstens in einem Ausblick am Ende dieser Untersuchung Raum gegeben werden. Kontrollzentralen als ›Laboratorien‹ allgemeinerer Formen sozialer Kontrolle zu verstehen und sie auf ihre Potenziale für gesellschaftsdiagnostische Schlussfolgerungen abzuklopfen, mag auch deshalb gestattet sein, weil diese Orte eben für das reibungslose Funktionieren weitläufiger gesellschaftlicher Abläufe verantwortlich sind – ihre infrastrukturelle Raumkontrolle wirkt schlussendlich auch als Sonderform soziale Kontrolle. Daher möchte ich mich nun folgend zunächst dem Grundbegriff der sozialen Kontrolle zuwenden und anschließend seine Verbindung mit Kontrollzentralen aufzeigen.

2.3 Raumkontrolle

Ich fasse die von Kontrollzentralen geleistete, medientechnische Steuerung von Infrastrukturen als Raumkontrolle, die wiederum als eine besondere Form *sozialer Kontrolle* verstanden werden kann. Dieses Verständnis von Kontrollzentralen als gesellschaftliche Sedimentationen infrastruktureller Raumkontrolle soll am Ende der Arbeit wieder aufgegriffen werden, um den Gestaltwandel und die legitimato-rischen Raumimaginationen im Feld in einer Annäherung auf ihre Paradigmatik für die soziale Raumkontrolle der refigurierten Moderne hin abzuklopfen. Im Rahmen dieser Arbeit soll also, wenigstens in einem kleinen Ausblick am Schluss, auch nach Anhaltspunkten für die sich mit den Integrationsbewegungen abzeichnenden Formen räumlich geleisteter sozialer Kontrolle gefragt werden. Da ich Raumkon-

trolle als eine Ausformung der sozialen Kontrolle verstehe, möchte ich zunächst ganz generell auf den soziologischen Grundbegriff der *sozialen Kontrolle* zu sprechen kommen und erst daran anschließend die Verengung dieses Grundbegriffes auf die Raumkontrolle nachzeichnen.

Soziale Kontrolle ist ein in der Soziologie eher veralteter Begriff. Er ist jedoch äußerst passend für das, was Kontrollzentralen leisten, denn er stellt im Vergleich zu verwandten Begriffen, wie dem der *Herrschaft* oder der *Macht*, eben weniger auf personengebundene Autorität und Lenkung, sondern auf Normung und kontinuierliches Anpassen ab. Soziale Kontrolle kann umgangssprachlich mit ›Menschen auf Linie bringen‹ übersetzt werden und beinhaltet immer die Hinwendung zu einem Normalitätskonstrukt eines Kollektivs. Sie kann quasi selbst als die Konstruktion von Normalität im wörtlichen Sinne verstanden werden. Sie ist die Zentripetalkraft sozialer Ordnung, indem sie das Handeln nach den jeweils gültigen Legitimationen ausrichtet.⁴ Sie muss sich nicht automatisch auf ›die Gesellschaft‹ beziehen, sondern nimmt innerhalb sozialer Welten spezifische Formen an und ist damit genau das, was die sozialen Welten »kittet« und ihre jeweils gültigen Legitimationen stützt, nämlich »Grenzarbeit« (Knoblauch 2017: 247).⁵

Es ist über dies nur schwer möglich dem Terminus *soziale Kontrolle* einen definitorischen Kern zuzuweisen, der sich über die vielseitigen Verwendungen hindurch halten ließe, ohne jegliche analytische Präzision einzubüßen.⁶ Der Terminus unterliegt dabei nicht nur bedeutenden historischen Schwankungen, sondern ist eng verwoben mit einer ganzen Reihe weiterer Begriffe, etwa dem der *Macht*, der

-
- 4 Denmeisten Verständnissen des Begriffes ist gemein, dass sie ihren Bezugspunkt in anerkannten Normen einer Gemeinschaft oder Gesellschaft haben. Strittig wird dann allerdings schon die Frage, ob soziale Kontrolle ein immerwährender Vorgang der Einflusskommunikation ist (etwa als eine permanente Sozialisation oder in Form massenmedialer Propaganda), durch Nicht-Beachtung von Normen ›aktiviert‹ wird (so etwa bei Gerichtsverfahren oder Krisensituationen) oder eben nur bestimmtes Handeln umfasst (etwa solches, das diskursiv legitimes Handeln fördert).
 - 5 Kommunikative Formen sozialer Kontrolle müssen dabei nicht zwangsläufig diskursiv verlaufen, erzeugt doch schon die Reziprozität des Handelns selbst eine Lenkung (vgl. Knoblauch 2017): Das zeigt sich besonders deutlich etwa beim Anblicken, bei dem sich die angeblickte Person durch den Blick der Anderen plötzlich reflexiv dem eigenen Handeln zuwendet und dieses mit Erwartungen abgleicht. So kann schon eine bestimmte Form des Blicks alleine ausreichen, um Scham auszulösen oder Gemeinschaftlichkeit zu erzeugen.
 - 6 Soziologische Grundbegriffe sollen einerseits zeitübergreifend funktionieren, andererseits müssen sie dem tatsächlichen sozialen Wandel ständig angepasst werden – dieses Spannungsverhältnis zeigt ich in besonderer Schärfe auch bei dem Begriff der sozialen Kontrolle. Scheerer (2000) spricht sich daher für eine perspektivische Fassung aus, mit dem der Begriff der sozialen Kontrolle ein ähnlicher Status zugedacht würde, wie etwa demjenigen des Wissens.

Herrschaft, der (Sozial)Disziplin, des Zwanges, der Normen, der Sanktion, des sozialen Einflusses, oder der Überwachung. Erschwert werden diese ungenauen Abgrenzungen noch durch den Umstand, dass soziale Kontrolle als ein Ausdruck hohen Abstraktionsniveaus gilt und daher oft nicht systematisch-empirische Anwendung findet.

Um dem Grundbegriff der Sozialkontrolle näher zu kommen, sollen knapp einige theoretische Schwerpunkte skizziert werden, die sich in der Begriffshistorie finden. Es lassen sich fünf thematische Akzentuierungen aufzeigen, die sich im Laufe der bisherigen Karriere des Begriffes ausprägten: Er wurde entworfen als (1) *Regulation*, (2) *Sozialisation*, (3) *Sanktion*, (4) *Repression*, und (5) als *Struktur*. In der Perspektive der *Regulation*, die im Kontext seiner ersten Erwähnung gleich zu Beginn des 20. Jahrhunderts bestand, lebt soziale Kontrolle von einer sich »wie von Zauberhand« ergebenden, gegenseitigen Abstimmung und Anpassung des Handelns der Menschen auf- und aneinander, um eine reibungslose Interaktion zu gewährleisten. Schon in dieser frühen Phase wurde er außerdem mit politisch-steuernder Zähmung verbunden, die zu dieser Reibungslosigkeit beitragen sollte. In der *Sozialisationsperspektive*, die sich seit den 1920er Jahren hervortat, lebt soziale Kontrolle von einer Anpassung persönlicher Motive durch das soziale Umfeld, etwa der Familie und signifikanter Anderer. Erst seit den 1930ern wurde der Begriff dann im Sinne einer noch heute prominenten Form als *Sanktion* verwendet, die soziale Kontrolle mit einer Konformitäts-Absicht, also einer Anpassung an Normen durch strafende, therapeutische, institutionelle Einrichtungen oder durch die Anwesenheit einer »dritten«, beobachtenden Person verbindet. In der sich vor allem in den 1960er Jahren hervortuenden *Repressionsperspektive*, wird dieses Verständnis als Sanktion dann kritisch verstärkt als eine Unterdrückung der Identität. Soziale Kontrolle wird dabei mit einer Einschränkung persönlicher »Freiheit« verbunden und die zu Beginn mit der Akzentuierung sozialer Kontrolle als *Regulation* entstandene Idee einer »natürlichen« und »gesunden« Stabilisierung sozialer Ordnung attackiert. Dies änderte sich ab Mitte der 1970er mit der verstärkten Thematisierung *struktureller* Kontrollformen, wie sie maßgeblich von Michel Foucault herausgearbeitet wurden (Nogala 1989: 113). Dabei geraten nun Machttechniken in den Blick, die an der Schaffung des Subjektes, seiner Vorstellungen und seiner Körperlichkeit beteiligt sind, ohne bestimmte Institutionen zum einseitigen Ausgangspunkt zu machen oder die Stabilität der sozialen Ordnung als notwendig gesetztes Ziel zu präsentieren. Die strukturelle Auffassung betont das *sich Einfügen* jedweden sozialen Handelns in ein sozio-historisches Apriori, das mit ganz bestimmten Subjektkonstitutionen verbunden ist.

Raumkontrolle kann ebenso all diese Akzentuierungen aufweisen. Die Spezifik dieser Sonderform ergibt sich nicht aus der »inhaltlichen« Wirkung, sondern aus der Methode, nämlich der Instrumentalisierung des Raums zur Einflussnahme. Der Begriff der Raumkontrolle kam bisher zumeist nur im Zusammenhang mit

der Videoüberwachung von Plätzen auf, vor allem dann, wenn auf personenunabhängige, über das gezielt-zeitweilige Sichten von Verdächtigen Menschen hinausgehende, systematisch-langfristige Überwachen von Plätzen und Orten verwiesen wird (vgl. Klauser 2006:20ff.; vgl. Luedtke 2010:276). Im Rahmen dieser Arbeit soll Raumkontrolle jedoch nicht nur das Überwachen und Steuern eines physisch als Platz oder Ort bestehenden Raumes, sondern genauso soziale Kontrolle bezeichnen, die mithilfe des Raumes ermöglicht wird. Dazu kann etwa die Ortung von Mobiltelefonen, das Messen von Abgasen an bestimmten Straßen, oder das Senken einer Schranke zählen. In einem weit verstandenen Sinn ließe sich passenderweise auch dann von Raumkontrolle sprechen, wenn für die Kontrollarbeit ein eigenes, von der Außenwelt abgeschlossenes Zimmer, ein Kontrollraum eingerichtet wird. Zuvorderst soll Raumkontrolle aber eine Sozialkontrolle heißen, die zur Einflussnahme eben den Raum nutzt. Raumkontrolle kann dadurch auch einen unpersönlichen, ›förmlichen‹ Charakter besitzen, sobald eben ›nur‹ Materielles, Hürden, Schranken, Anzeigetafeln, Versorgungsnetze oder Push-Nachrichten kontrolliert werden. Das bedeutet jedoch nicht, dass die Raumkontrolle dadurch weniger wirksam wäre – im Gegenteil mag das sanfte Anreize schaffen oder das subtile Lenken von Bewegungsprofilen unter Umständen sogar kritikloser hingenommen werden und unbemerkt das Verhalten bestimmen. Auch wenn die hier untersuchten Kontrollzentralen der kommunalen Infrastruktur weit von einer subtilen gesellschaftlichen Einflussnahme entfernt sind, kontrollieren sie, wenn auch indirekt, doch Bewegungen von Menschen, Energieflüsse oder städtische Logistik. Folgend soll diese Art der Sozialkontrolle daher noch etwas genauer umrissen werden.

2.3.1 Kontrollzentralen als örtliche Ausformung infrastruktureller Raumkontrolle

Die Ausrichtung des kommunikativen Konstruktivismus wirkt sich auf das Verständnis von Kontrollzentralen aus, deren Materialität, Architektur und Infrastruktur nicht als leblose Technik verstanden wird, die der ›eigentlichen‹ Sozialität fernstünde, sondern ebenbürtig als externalisierte Objektivation des kommunikativen Handelns betrachtet wird (Knoblauch 2017; Steets 2015a). Die von ihnen kontrollierten Infrastrukturen, können als gebaute *Kommunikationsmacht*⁷ verstanden werden, insofern sie ›Einwirkungskanäle‹ sind, die die Dynamik dieses Raumes ermöglichen, ausrichten oder verhindern (Knoblauch 2017:311-312). Denn die Orchestrierung eines Raumes ist immer auch fest mit Machtstrukturen verbunden (vgl.

7 Ich verstehe den Begriff der Kommunikationsmacht in Anlehnung an Reichertz (2010) als Wirk-Macht (vgl. Knoblauch 2017:311-312). Diese Wirkung kann sich als materieller Zwang, aber auch im Sinne von Castells (2009) Verständnis des Begriffes, als eine über ein Netzwerk von Medien bereitgestellte, semantische Sichtbarkeit entfalten.

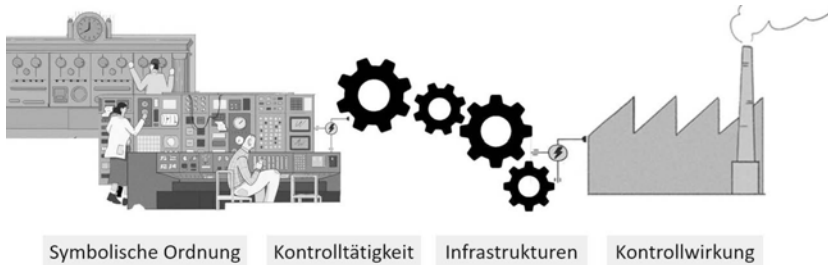
Klauser 2017). Kontrollzentralen, welche Infrastrukturen wie Stromtrassen, Wasserkanäle oder Verkehrsnetze kontrollieren, üben damit ebenso folgenreich soziale Kontrolle aus, wie auf Personen bezogene Überwachungsverfahren, auch wenn die Art der sozialen Kontrolle nicht so direkt, sichtbar und gerichtet ist. Die kontrollierten Infrastrukturen sind nicht bloß ›materielle Umgebung‹, sondern selbst sozial-räumliche *Ordnungsdienste* (Barlösius 2019). Infrastrukturen sind gewissermaßen die Weichensteller des Sozialen, die eingerichtet werden, um durch Kopplungen, Wechselwirkungen, Verflechtungen oder Bahnen gesellschaftliche Gestaltungschancen im Voraus für die Zukunft auszulegen und einzugrenzen – sie sind Ermöglichungsstrukturen (Barlösius 2019), die auf eine ganz bestimmte Form der sozialen Ordnung ausgelegt sind. Zwar bleiben sie nach ihrer Einrichtung als selbstverständlich angenommene Institutionen meist unbemerkter als etwa direkte und tätige soziale Zurückweisungen oder Manipulationen, doch sind sie damit nicht minder hochgradig soziale Einrichtungen, die durch ihre schiere Objektpermanenz den herrschenden Sozialraum kontinuierlich ordnen und legitimieren.⁸ Sofern Kontrollzentralen nun Kontrolle über Infrastrukturen ausüben, ist ihre Aktivität auch ein Teil dessen, was üblicherweise als *soziale* Kontrolle bezeichnet wird. Kontrollzentren der Infrastruktur werden damit zu mustergültigen Verkörperungen einer medialisiert-technisierten Sozialkontrolle, denn sie versuchen Normverletzungen zu verhindern – nicht erst indem sie auf Ereignisse reagieren, sondern indem sie Bestehendes kontinuierlich absichern und deviantes Verhalten möglichst von vornherein auszuschließen suchen. Dabei ist nicht unbedingt ihre Dauerhaftigkeit das entscheidende Kriterium, sondern vielmehr ihre Eigenschaft, ›überörtlich‹ auf ein ohne sie so nicht in Gänze synthetisierbaren Raum Einfluss zu nehmen. Sie sind eine hochmoderne Raumform, die erst kurz vor dem ersten Weltkrieg ins Leben gerufen wurde und nach dem zweiten Weltkrieg zu ihrer vollen Entfaltung antrat. Mit ihr verändert sich die Kontrolle von Räumen paradigmatisch: Aus dem autonomen oder nur regelgeleiteten Entscheiden der eine Infrastruktur nutzenden Menschen, die nur ihren Nahraum im Blick haben, wird so eine *Fernsteuerung*, die die gesamte Infrastruktur erfasst und damit einen Raum erzeugt, der von einer übergeordneten Wirkmacht durchsetzt wird.

Kontrollzentralen lassen sich als eine materiell-räumlich organisierte Form sozialer Kontrolle verstehen. Die Art der Sozialkontrolle, die von Kontrollzentralen ausgeht, kann sich sicherlich auf derart viele Themen beziehen und so divers ausgerichtet sein, dass sich alle im vorherigen Abschnitt genannten Akzentuierungen

8 Das Potenzial von Infrastrukturen, eine Wirkung auf das soziale Leben in Städten zu entfalten, wurde eindrucksvoll von Graham und Marvin (2001) aufgezeigt, die das neoliberale Management städtischer Infrastruktur ganz wesentlich mit sozialer Ungleichheit verknüpfen.

der Sozialkontrolle finden ließen. Abseits der inhaltlich-programmatischen Ausrichtung dieser Orte sind die jedoch schon durch ihre bloße Technisierung und Materialität Ausformungen sozialer Kontrolle, besonders im Falle der in dieser Arbeit hauptsächlich untersuchten Kontrollzentralen der städtischen Infrastruktur. Denn mithilfe dieser Infrastruktur, üben sie soziale Kontrolle im Sinne einer *Regulation* aus, die auf eine Reibungslosigkeit der Abläufe abstellt und stellenweise auch auf eine politische Zähmung hinausläuft. Doch bergen sie ebenso das Potenzial, soziale Kontrolle im Sinne einer sozio-historischen *Struktur* zu verkörpern, insofern sie als Raumform selbst mustergültige Orte mediatisierter Raumkontrolle sind: Auf der Ebene ihrer symbolischen Ordnung sind sie ›Repräsentationen‹ von infrastruktureller Raumkontrolle, das bedeutet, dass die Gestaltung der Orte bereits ohne, dass auf die tatsächliche Kontrolltätigkeit zu achten wäre, Veränderungen ihrer Programmatik anzeigt. Dieser paradigmatische Charakter von Kontrollzentralen findet äußerst selten Beachtung, und wenn, dann ohne eben auf den Wandel einzugehen, dem diese Raumform gerade unterliegt. Sofern man sie als paradigmatische Zuspitzungen von mediatisierter Raumkontrolle begreift, deren Organisation sich im Laufe der Jahrzehnte immer wieder gewandelt hat, mag ihre Arbeitsweise also auch auf über sie hinausgehende, gesellschaftliche Veränderungen verweisen. Abbildung 1 zeigt die Untersuchungsebenen des Forschungsgegenstandes illustrativ.

Abbildung 1: Untersuchungsebenen des Forschungsgegenstandes Kontrollzentrale.



Aus methodischen und theoretischen Gründen reicht jedoch weder die Ebene ihrer *Regulationstätigkeit*, noch diejenige ihrer symbolischen *Struktur* aus, um gänzlich uneingeschränkt Rückschlüsse auf das zu ziehen, was in der Soziologie Sozialkontrolle genannt wird. Methodischer Grund ist, dass die Untersuchung eben nicht direkt die kontrollierten Infrastrukturen und den kontrollierten Raum in den Blick nimmt, sondern lediglich die die Zentralen selbst. Theoretischer Grund ist, dass Leitstellen der kommunalen Infrastruktur. Als klassischer Fall einer Kontrollzentrale, nicht tatsächlich die Orte sind, die entscheidend über sozialkontrollie-

rende Macht verfügen: Sie versuchen meist lediglich einen Soll-Zustand aufrecht zu erhalten, ohne eigentlich »kreativ«, machtvoll steuernd grundsätzliche Veränderungen anzustoßen. Es sind vielmehr die von ihnen gesteuerten Infrastrukturen und ihre Steuerungsregime, als materiell kommunikationsmächtige soziale Ordnungsdienste, von denen die eigentlich normative, Soziale kontrollierende Macht ausgeht. Soziale Kontrolle lässt sich umgangssprachlich mit »Menschen auf Linie bringen« übersetzen – dieses auf Linie bringen meint aber meist grundsätzliche Verhaltens- und Vorstellungsmuster, weniger die Linie einer Kreuzung, deren Ampelschaltung eine Kontrollzentrale übernimmt. Anders gesagt: Kontrollzentralen stellen meist nur die Aktivität der Infrastrukturen sicher – auf die eigentliche Form dieser Infrastrukturen und damit auf ihre grundsätzliche soziale Wirkung haben diese Orte aber, und das ist der entscheidende Punkt, nur bedingt Einfluss. Sie erhalten eben bloß das Bestehende – über die Form der infrastrukturellen Sozialkontrolle selbst wird dagegen eher in politischen Gremien, in Gesetzgebungen oder in Architekturbüros entschieden.

Für eine Betrachtung des veränderten gesellschaftlichen Verhältnisses von Mediatisierung, Raum und Sozialkontrolle sind diese Orte möglicherweise dennoch hochgradig aufschlussreich, insofern sie eben eine mustergültige Zuspitzung dieses Verhältnisses sind. Diese Zuspitzung macht jedoch nicht nur ihre (Wirk-)Macht interessant, die in dieser Arbeit nur indirekt erfasst wird, sondern auch ihre eigene Räumlichkeit: In ihnen wird infrastrukturelle Sozialkontrolle selbst räumlich organisiert und im Raum aufgespannt. Sie sind gewissermaßen eine in einem Zimmer angeordnete Form räumlicher Sozialkontrolle, deswegen wirken sie nicht nur medientechnisch, sondern sind in ihrer materiell-visuellen Gestaltung auch symbolische Verkörperungen von Steuerungsentwürfen. Eine Betrachtung ihres inneren Aufbaus mag somit auch Aufschluss geben über die Art, wie infrastrukturelle Sozialkontrolle sich »intern« organisiert und repräsentiert wird. Kurz gesagt: Ein besseres Verständnis von Kontrollzentralen trägt auch dazu bei, die räumliche Sozialkontrolle besser zu verstehen. Räumliche Sozialkontrolle wiederum, als grundlegendes Ordnungsmuster des Sozialen, besitzt ein gesellschaftsdiagnostisches Potenzial (vgl. Barlösius 2019). Den Rahmen für diese gesellschaftsdiagnostische Einordnung soll die Theorie der refigurierten Moderne bereitstellen, der ich mich folgend zuwenden möchte.

2.4 Refigurierte Moderne

Während der genauere soziologische Hintergrund des Begriffes der *Refiguration* zunächst zurückgestellt und im Kapitel zum Begriffswerkzeug der Arbeit (Abschnitt 4.3) geklärt wird, möchte ich mich direkt der Gesellschaftsdiagnose der *refigurierten Moderne* (Knoblauch/Löw 2020) zuwenden. Sie soll der Untersuchung nicht nur zur

Einordnung der Ergebnisse dienen, sondern auch selbst durch die Ergebnisse angereichert werden. Diese Arbeit soll damit auch einen Beitrag zur Spezifizierung des noch empirisch wenig ausgeleuchteten Konzeptes der refigurierten Moderne leisten. Außerdem sollen die Ergebnisse der Untersuchung vor dem Hintergrund der Diagnose der refigurierten Moderne eingeordnet und auf ihr diagnostisches Potenzial hin befragt werden. Die refigurierte Moderne als Rahmung heranzuziehen ist deshalb naheliegend, weil die hier vorgenommene, genauere Betrachtung der räumlichen Veränderungen von Kontrollzentralen mit den 1970ern einsetzt, also zu einem Zeitpunkt, der auch von der Gesellschaftsdiagnose der refigurierten Moderne mit dem Beginn eines allmählich einsetzenden Wandels gesellschaftlicher Raumordnung in Verbindung gebracht wird. Dass die refigurierte Moderne gerade den Raum zum Ausgangspunkt für gesellschaftsdiagnostische Überlegungen macht, könnte ebenfalls nicht passender sein, insofern Kontrollzentralen fundamental Raumstrukturen behandeln und selbst eine Verräumlichung von Kontrollhandeln sind.

Der zeitdiagnostische Begriff der *refigurierten Moderne* hebt die Spannung und Überlagerung räumlicher Organisirungen hervor, die sich ungefähr seit den 1970ern mit neuen globalen Vernetzungen, Abhängigkeiten und Zirkulationen, sowie einer umfassenden Mediatisierung ergeben haben (Knoblauch/Löw 2020; Löw 2015). Ab dem Ende der 1960er Jahre wird eine generelle Zunahme globaler Zirkulationen von Menschen, Wissen und Gütern konstatiert, die weltweite Abhängigkeiten und Verflechtungen verschärft hat. Derartige, sich zumeist als Netzwerk und exterritoriale Ströme räumlich festsetzende Organisirungen überlagern seitdem immer zugespitzter das für die »klassische« Moderne und den modernen Flächenstaat typische territoriale Model räumlicher Organisation, das Homogenität, lückenlose Herrschaft und festgelegte, physische Grenzen und Unterteilungen zentral stellte (vgl. Knoblauch/Löw 2020). Mit dieser Überlagerung von Raumordnungen gerät die bisherige, territoriale Raumordnung zusehends in eine Krise.⁹ Damit entstehen neue gesellschaftliche Formen räumlicher Organisation und Anordnung, die sich weniger auf klare Raumhierarchien, filternde Expertise und eingegrenzte Institutionen beziehen, sondern auf globale, vernetzte und translokale Sphären.

Befeuert wurde oder wird die Refiguration mitunter durch immer globaler organisierte Unternehmensaufbauten, kosmopolitische- und Umweltbewegungen, global vernetzte Kommunikationstechnologien, oder die spirituelle Globalisierung des New Age. Ab den 1970er Jahren trat in westlichen Industrienationen ebenso

9 Die Refiguration hat auch Folgen für die gesellschaftliche Zeitperspektive: Politisch groß angelegte, zentral gesteuerte Projekte und Utopien kommen an ihr Ende und werden durch etappierte Strategien und tastende inkrementelle Innovationen ersetzt (Knoblauch 2017:386-387).

ein an Globalität orientierter Widerstand gegen einseitig national informierte Politik auf den Plan, so etwa infolge des Vietnamkrieges mit anschließender Friedens- und 68er-Bewegung, die politisches Handeln direkt an subjektives Handeln knüpfte, bestehende Erzählungen über den homogenen Volkskörper attackierte und deren Protest in der Ausrufung autonomer, diversifizierter Zonen des Engagements mündet. Für die hier vorgenommene Untersuchung ist jedoch ganz besonders die Mediatisierung hervorzuheben, die sich als Computerisierung, Informatisierung und Vernetzung spätestens seit den 1990er Jahren zu der schon in den 1970ern einsetzenden kulturell-wirtschaftlichen Globalisierung gesellt. Der enorme Mediatisierungsschub seit den 1990er Jahren, der schon durch die Erfindung des Internets Ende der 1960er Jahre vorbereitet wurde, kann gewissermaßen als zweite Welle der Refiguration von Räumen aufgefasst werden, die sich bis heute zur *Deep Mediatisation* (Couldry/Hepp 2016) ausgeweitet hat. Mit der Mediatisierung entstanden hierarchisch und räumlich ungebundene Kommunikationsweisen. So entwirft Beck (2016:149, Orig. 1987) schon zur Mitte der 1980er Jahre das Bild einer mit globalen Risiken konfrontierten Gesellschaft, deren bisherige »Organisationskonfiguration« der »direkte[n] Kommandoordnung« infolge technischer Errungenschaften auf dem Feld der Mikroelektronik nunmehr in einer »horizontalen Verselbständigung der Unter-, Teil- und Nebenorganisationen« und damit in dezentralisierten Organisationsnetzwerken mündet. Mit der neueren, digitalen Mediatisierung kommt es schließlich auch zu einer Erosion der bis in die 1970er noch angestrebten *funktionalen Differenzierung*, in deren Folge die Subjekte und ihre Subjektivität nunmehr direkter relational mit netzwerkartigen Strukturen verschränkt werden (vgl. Knoblauch 2017:382). Besonders anschaulich wird diese räumliche Neuordnung von Castells (1996, 2009) beschrieben, der seit den 1980er Jahren einen *Space of Flows* heraufziehen sieht, der das bisherige Model einer staatsgebundenen Industriegesellschaft überlagert. Ganz ähnlich argumentiert auch Appadurai (1996), für den sich die bisherige Kohärenz (national-)räumlicher Container in verschiedene *Scapes*, mit je anderen räumlichen Logiken auflöst: So seien etwa »Ethnoscapes« heute völlig anders räumlich aufgestellt als »Financescapes«. Dass die Refiguration von Räumen mit den 1990er Jahren nochmals an Fahrt aufnimmt, hängt freilich auch mit dem Ende des Kalten Krieges zusammen, mit dem sich der politische Fokus national-territorialer Grenzziehungen zugunsten einer neuen, wirtschaftlich-kulturellen, und durch die Informatisierung auch vernetzten Transnationalität allmählich verschoben hat.

Das Konzept der refigurierten Moderne fragt nun, ebenso wie der später noch ausgeführte Grundbegriff der Refiguration, weniger nach dem Charakter dieser *neu* aufziehenden Raummodelle, sondern gerade nach dem spannungsreichen Verhältnis zwischen altem Containermodell und neuen netzwerkartigen Organisationen. Es wird folglich auch nicht von einem starr festgelegten Zeitpunkt eines Bruches ausgegangen, von dem aus die Dinge gänzlich anders laufen als zuvor,

sondern die Gestalt des Überganges selbst ins Zentrum des Interesses gerückt, indem die vielfältigen Umformungen und Kompromissbildungen zwischen alten und neuen Raumbezügen empirisch nachvollzogen werden sollen. Hierbei entstehen neue Grenzziehungen und Konflikte, Spannungen und Unsicherheiten, die nicht die bisherige Raumanordnung zugunsten der Neuen einfach auflösen, sondern sich gleichermaßen auf beide einstellen. Es ist daher das spannungsreiche Nebeneinander von territorial-hierarchischem Raum und heterarchischen Netzwerkräumen, das neue Raumkonstellationen hervorbringt, die es noch zu erkunden und auszudeuten gilt. Deutlich zeichnet sich etwa seit einigen Jahren eine ›Rückbesinnung‹ auf traditionell-territoriale Organisationsformen ab, so etwa durch erstarkte populistische, sich betont am Nationalmodell des Containers orientierenden Bewegungen, die auf der Suche nach neuem Halt und neuer politischer Handlungsfähigkeit im Angesicht einer durch unübersichtlich-globale Vernetzungen erzeugten Unsicherheit sind und so mitunter auch neue, fiktive Traditionen konstruieren, die so nie bestanden (vgl. Bauman 2017).

Noch gibt es wenige abschließende Thesen über die räumlichen Neuordnungen, die sich im Zuge dieser refigurierten Moderne herausprägen. Die laufenden Untersuchungen nehmen jedoch ihren Ausgangspunkt bei drei wesentlichen Arbeitsbegriffen: *Mediatisierung*, *Translokalisierung* und *Polykontextualisierung*. Während die Mediatisierung an sich schon immer eine räumliche Dimension aufweist, meint die Translokalisierung die zunehmende Abhängigkeit und Verbindung von geographisch getrennten Orten, die dazu führt, dass sich diese geographisch getrennten Orte erst durch diese Verbindung als Ort konstituieren und Stabilität erreichen können. Die Polykontextualität schließlich ist eine sich im laufenden Sonderforschungsbereich 1265 zur *Re-Figuration von Räumen* der Deutschen Forschungsgemeinschaft (DFG) zunehmend festigende, aber bisher keineswegs eindeutige Beobachtung und geht von der zunehmend räumlichen Mehrbezüglichkeit des Handelns aus. Nicht zuletzt durch die anziehende Mediatisierung, kommt es demnach zu einer Heterogenisierung der räumlichen Referenzen des Handelns. Weil diese Heterogenisierung der räumlichen Referenzen für die hiesige Untersuchung besonderes Gewicht hat, wird das Sensitizing Concept (Blumer 1954) der Polykontextualität im Kapitel zum Begriffswerkzeug der Arbeit genauer dargestellt.

